

RESTAURATION ROMANISCHER KIRCHENRÄUME

Abteikirche Michaelbeuern: 1072—1620—1950

Die breves notitiae wissen von zwei Kirchen in Bivorum. Die ecclesia Arnonis ist die Pfarrkirche von Dorfbeuern. Die zweite wird als ecclesia Wene-lonis bezeichnet. Unter dem Ansturm der Ungarn um 907 sanken beide in Schutt und Asche. 977 wird ein Kloster des heiligen Erzengels Michael zu Biwern genannt, zu dem natürlich auch eine Kirche gehörte. Vielleicht dürfen wir sie in der bei ihrem Abbruch 1769 als uralt bezeichneten Marienkapelle sehen, deren starke Fundamente wieder teilweise freiliegen.

Am 18. Juli 1073 wurde die neue Abteikirche zu Michaelbeuern geweiht. Dieses Ereignis bedeutete einen Abschluß und einen Anfang zugleich. Wir wissen nicht, wann der Bau begonnen wurde. Mehrere Gründe sprechen dafür, daß die Bauzeit nicht allzulange währte, jedenfalls kaum über ein Jahrzehnt. Für diese Ansicht zum Vergleich stehen eine Reihe Kirchen, die ungefähr aus derselben Zeit stammen, u. a. St. Paul in Kärnten, die Klosterkirche von Reichenbach, das Münster von Petershausen. Im Falle Michaelbeuern spricht die Bauausführung dafür, daß ein reicher Bauherr dahinter stand. Wir dürfen als Hauptwohltäter des Klosters in dieser Zeit und damit auch für die Kirche den Patriarchen Sighard von Aquileja ansprechen. Er war ein Sproß des Burg-hausener Grafengeschlechtes, dem Burg und Herrschaft zu Beuern gehört hatte, vor seiner Erhebung auf den Patriarchenstuhl Kanzler des Reiches. Auch läßt die Einheitlichkeit des alten Baues kaum eine längere Bauzeit zu.

Die Ausmaße der Kirche sind recht bedeutend. Es wurde später nur für die romanische Apsis eine etwas größere gotische gebaut, und um 1630 wurde die Kirche gegen Westen etwas verlängert. Wir dürfen ihre Länge mit rund 50, ihre Breite mit 20, ihre Höhe mit zwölf Metern annehmen. Wie schon das Jahr der Weihe andeutet, ist es eine vorhirsauische Anlage mit all den Merkmalen, wie solche auch sonst in Bayern sie aufweisen. Durch eine dreiteilige Vorhalle trat man in die dreischiffige Pfeilerbasilika. In allen drei Schiffen bildete eine flache Holzdecke den Abschluß nach oben, nur unter den Türmen, die die Seitenschiffe im Osten krönten, waren Gewölbe. Ein Querhaus gab es nicht. In die Ostwand der Türme schnitten sich die halbkreisförmigen Apsiden so ein, daß sie nach außen nicht hervortraten. Nur die Mittelapsis sprang gegen Osten vor. Vor ihr lag ein baulich ausgezeichnetes Rechteck, das den Altarraum vergrößerte. Zwischen diesem und dem Laienschiff lag der Chorraum für die Mönche. So bildete er, um eine Stufe gegen das Laienschiff erhöht, ein harmo-nisches Bindeglied zwischen diesem und dem feierlichen Presbyterium. Vermut-lich schloß an der Stufe auch noch eine Schranke den Chor ab, ein eigentlicher Lettner war es wohl nicht. Von symbolischer Bedeutung war es, daß die Nord-wand der Kirche vollständig fensterlos war. Alles Licht strömte von Süden her

des Glaubens. Letztlich „ver-sagen“ ja alle Bilder, weil das Geheimnis unaussprechlich ist.

So hat man (nicht nur aus künstlerischen Beweggründen) darauf ver-zichtet, die Längsseiten der Chorthalle, die Nord- und Südfenster, mit figür-lichen Darstellungen zu versehen. Hier, zu beiden Seiten des freistehenden Altares³⁾, wird das Tageslicht in Rot und Blau, in dunklere und hellere Töne verwandelt, den sakralen Raum von der Außenwelt zu scheiden, ohne Bild, nur noch in Farben spielend und glühend zum Hinweis auf Höheres.

A. Carl

³⁾ Es wird der Altarstein sein, an dem die Ritter im Mittelalter den ersten Schlag mit dem geweihten Schwert taten.

durch verhältnismäßig große Fenster in den Raum. Nur drei Altäre standen in der alten Kirche, eben in den Apsiden. Leider ist uns von der Einrichtung nichts überliefert. Wir sehen in der Kirche von 1072 eine strenge romanische Basilika vor uns, die einer Mönchsgemeinschaft ganz und gar entsprach.

In den folgenden Jahrhunderten widerfuhr dem Bau allerlei widriges Geschick. 1249 wurde er mit dem eroberten Kloster ein Raub der Flammen. Es scheint allerdings, daß der Schaden damals nicht allzu groß war. Im Zuge der Erneuerung wurden die Fenster zu sogenannten Ochsenaugen verkürzt und an der Südseite ein neues Portal eingefügt. Schlimmer war die Verwüstung im Jahre 1364. Erst 1506 kamen die Instandsetzungsarbeiten zu einem gewissen Abschluß. Zwischen die alten Fenster wurden gotische Fenster in mäßiger Größe eingebrochen, da die basilikale Form der Kirche beibehalten wurde. Sogar der Nordturm wurde 1451 noch einmal aufgebaut. Gewölbe wurden über dem Chor neu eingezogen. Wir merken deutlich den Einbruch einer mehr subjektiv geformten Frömmigkeit: Die alte Vorhalle verlor ihre Bedeutung, ein schmales Pfortchen vermittelte nur mehr den Eingang, dafür wurde die Halle abgemauert und so Kapellen gebildet, in die neue Altäre kamen. Auch sonst wurde die Zahl der Altäre vermehrt. Ein Kreuzaltar kam vor den Eingang in den Mönchschor, der nunmehr durch eine fast zwei Meter hohe Mauer den Blicken des Volkes entzogen wurde. Als schwacher Ersatz für diese Ausschaltung wurde dieser Lettner nach einer Art der Biblia pauperum mit Darstellungen aus der Heilsgeschichte bemalt. Auf den Lettnerpfeilern fanden sich noch Reste eines letzten Abendmahles und einer Geistausgießung. Wie schwer das Volk die Absperrung trug, erkennen wir aus den Visitationsrezessen der Melker Reform. Diese beanstanden es, daß die Leute bis zu den Seitenaltären vorkommen, um zu sehen, was hinter den Chorschranken vorgehe.

Es ist darum kein Wunder, daß die nachreformatorische Zeit wieder nach anderen Seiten übertrieb und zusammen mit Kreuzaltar und Lettner auch das Chorgestühl aus der Kirche verwies und für das Offizium eine eigene Kapelle über einem Seitenschiff errichtete. Freilich verfuhr man nicht überall so radikal, wie es Martin Hattinger, ein Konvertit und Jesuitenschüler, erst als Abt von Michaelbeuern und dann als solcher von St. Peter tat. — Neben der geistigen Umstellung in unseren Klöstern, die das Chorgebet nicht mehr als eine der ersten Aufgaben anerkennen wollte, vielmehr die Verkündigung des Wortes weiter hinaufreckte, waren es aber in Michaelbeuern vor allem schwere Baugeschehen, die um 1620 eine weitgehende Umgestaltung der Kirche mit sich brachten. Die ganze Restaurierungsarbeit war nicht sehr glücklich. In späteren Jahren spürte man natürlich die Unzulänglichkeit der Arbeiten von 1620 sehr.

Einer der schwersten Zeiten sollte die gründliche Restaurierung vorbehalten bleiben: 1938 begannen die ersten Versuche. Mit großer Begeisterung ging das ganze Volk an die Arbeit, so daß nur unbedeutende Kosten erwuchsen. Als aber alles im besten Gange war, wurden die Arbeiten gewaltsam unterbrochen, Kirche und Kloster ihrem Zweck entfremdet, der Konvent ausgewiesen. Erst nach dessen Rückkehr im Jahre 1945 und Überwindung von unsagbaren Schwierigkeiten konnte das Werk wieder aufgenommen werden. Die lange Wartezeit hatte den Vorteil, daß die Pläne immer wieder überdacht und besprochen werden konnten. Im Verlauf der weiteren Arbeit trat der Kern des alten Baues in seiner schlichten Großartigkeit zutage, andererseits kam man aber auch erst auf die eigentlichen Gebrechen. Stück um Stück der massigen Zubauten des 16. Jahrhunderts mußten fallen, da sie ja doch den Zweck als Stütze des alten Gemäuers nicht mehr erfüllten. So wurde nach und nach die ganze Hauptmauer gegen Süden neu. Bei der Neugestaltung konnte nur der alte romanische Bau Vorbild sein; es wurde auch die alte Dachform der romanischen Kirche erneuert. Pultdächer über den Seitenschiffen. Das 1250 eingefügte Portal kam an die alte Portalhalle von 1072 und fügt sich dort harmonisch dem ganzen Bau ein. So betritt man von Westen her eine erste Vorhalle. Dann kommt man in die zweite, den mittleren Teil des ehemals dreiteiligen

Paradieses von 1072, in dem nun der gotische Taufstein aufgestellt wird. Wie es dem Geiste des Taufritus entspricht, betritt erst der getaufte Mensch das Heiligtum des Gotteshauses. Auch kommt so jeder Kirchenbesucher beim Eintritt in das Gotteshaus bei der Stätte seiner Wiedergeburt vorbei und besprengt sich mit dem Weihwasser, das ja auch das Taufwasser versinnbildet. — Die Vorhalle selbst ist gegen Norden noch nicht endgültig wiederhergestellt; zum südlichen Teil des alten Paradieses ist durch eine Tür wieder ein Zugang geschaffen. Die dreiteilige Basilika mit der flachen Decke vermittelt uns den Raumeindruck von 1072, allerdings ohne die lebhaftige Farbigkeit des Gesteins, da die Wände geputzt werden mußten. Die Fenster wurden in der ursprünglichen Größe, und wie einst im Hauptschiff, nur auf der Südseite wiederhergestellt. Um den nötigen Platz für das Volk nicht allzu sehr zu kürzen, wurde der Mönchschor nicht ganz in den gegebenen Architekturraum eingefügt. Es ist aber durch das größere gotische Altarhaus genügend Raum vorhanden für die Entfaltung des heiligen Geschehens.

Besonders eindrucksvoll ist die Kirche in ihrem südseitigen Außenanblick. Wer sie früher sah, ist überrascht von ihrer klaren Schönheit und Geschlossenheit.

Jeder unvoreingenommene Besucher freut sich über das geschaffene Werk, das im großen Umriß vollendet ist. Ein würdiges Gotteshaus dient wieder dem religiösen Leben der ganzen Gegend. Es will den alten monastischen Geist der romanischen Zeit mit den Aufgaben einer für die Gegenwart aufgeschlossenen Seelsorge verbinden, „auf daß in allem Gott verherrlicht werde“.

Prior P. Werigand Mayr O.S.B.

Die Martinskirche in Linz*)

Wer die kleine und unscheinbare Kapelle auf dem Römerberg in Linz in ihrer barocken Gestalt kannte, die so wenig versprechend aussah, hätte ein sehr aufmerksamer und kundiger Beobachter sein müssen, wenn ihm die Maßverhältnisse der Kirche aufgefallen wären. Und doch hat ihre Ungewöhnlichkeit — in Zusammenhang mit urkundlichen Erwähnungen — eigentlich die Frage nach der Herkunft des Baues aufgeworfen. Bei einer Untersuchung im Jahre 1947 fand man Reste von Fresken, die dazu führten, daß der Bau von allen späteren Überkleidungen und Entstellungen befreit wurde. Was dabei herauskam, ist nichts Geringeres als ein in mehreren Bauschichten immer neu veränderter Bau aus der Zeit der Agilolfinger, um 700 herum also etwa. Sechsmal wurde der Bau bis zum Barock den jeweiligen Bedürfnissen angepaßt, eine Tatsache, die bei der Restauration ein wahres Mosaik von Bauschichten ergab.

Der Raum, wie er sich unmittelbar nach der Renovierung darstellte, machte einen außerordentlich feierlichen und sakralen Eindruck. Es scheint nicht recht befriedigend, daß dieser Raumeindruck inzwischen durch den Einbau des Gestühls wieder gestört wurde. Vergleichsmöglichkeiten sind in Österreich kaum vorhanden, am ehesten ließe sich an die romanischen Pfalzkapellen in Eger und Landsberg, eventuell auch Nürnberg, denken, obwohl ihnen ein viel späterer Entwicklungsstand das Gepräge gibt.

Die vorliegende Monographie ist eine überaus gründliche und sachkundige Darstellung der vermutlichen Baugeschichte, der verschiedenen Stufen ihrer Enträtselung bei der Erneuerung, des verwendeten Materials, der urkundlichen Beweise, der zutage getretenen Kleinfunde, des Volto-Santo-Bildes, das aufgedeckt wurde (St. Kümmernis). Der ganze Stab der Mitarbeiter an der Restaurierung hat auch die Beiträge für das Buch geliefert. Wir haben hier ein Musterbeispiel einer an einem schwierigen Objekt geübten wissenschaftlichen Zusammenarbeit. Über ein kunst- und heimatgeschichtliches Interesse hinaus ist die vorliegende Veröffentlichung auch für den Laien mit Genuß zu lesen, gerade um ihrer Akribie willen, mit der anscheinend nebensächliche Fragen gelöst werden. Die Bilder vermitteln eine ausreichende Anschauung.

*) Franz Juraschek und Wilhelm Jenny: Die Martinskirche in Linz. Oberösterreichischer Landesverlag Linz 1949. Brosch. 96 S., 61 Abbild., S 25.—.



Madonna in der Marienkapelle (Veitskapelle) zu St. Peter in Salzburg
Anfang des 14. Jahrhunderts (Photo: Landesbildstelle Salzburg)